Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

40. Jahrgang.

1907 Berlin-Bremen, den 2. Januar. Nr. 1

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Unsere Hoffnung. Von R. Emde. — Können die Arbeiter für Kirche und Evangelium wieder gewonnen werden. Vom M. Steiniger. — Hausfrauenreligion. Von Else Bittlinger. — Väter und Söhne. I. Von F. — Francesco und Brigida. I. Von Joseph Hocking. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Unsere Hoffnung.

Ein neues Jahr! Ein neues Stückchen Zukunft öffnet sich. Und sofort ist es von den Wünschen und Hoffnungen der Menschen überdeckt, wie die ersten grünen Weiden am Bach von den heimkehrenden Vogelschwärmen. Und ist doch von uralter Zeit her in tausend Fällen dasselbe Spiel: Der Anfang Hoffnung, das Ende Enttäuschung.

Trotzdem sei uns gesegnet, Hoffnung! Du bist das Öl auf unseren Lampen, daß sie nicht verlöschen. Du bist der Baum an unserem Weg, an dem wir uns wieder aufrichteten, als wir zusammengesunken waren. Du bist die Sehkraft unserer Augen, daß wir durch Nacht und Nebel das Licht gewahren, das uns noch leuchtet.

Mit den Zeiten ändern sich die Menschen und die Hoffnungen. In königliche Gewänder kleidet die Jugend ihre Hoffnung, stolz und gebieterisch tritt sie vor die Zukunft hin: du mußt mir geben, was ich erwarte. Du darfst nicht anders. Und übersäet mit Blumen, von stolzen Bauten besetzt liegt das Feld vor jungen Augen. — Die Männerhoffnung steckt in der Arbeitsbluse und hat Schwielen in den Händen. Der überschwängliche Jugendglaube an tausend Lebensmöglichkeiten ist zum stilleren Glauben an sich selbst geworden und an die eigene Kraft und an die Wahrheit und Echtheit der eigenen Sache. O, es winken schon Ziele, es flammen schon Ideale und bis oben hin schlägt das Herz. Aber wir heften uns keine Flügel an zu leichtem, raschem Flug. Wir wissen, Segen ist nur der Mühe Preis und der Sieg ist nur des Kampfes Lohn. So legen wir die Hand an den Pflug und säen unseren Samen in Morgenfrische und Mittagsschwüle und warten auf unsere Ernte. — Wie bescheiden ist die Hoffnung der Greise. Sie geht nur vom Morgen bis an den Abend und wiederum vom Abend bis an den Morgen. Jeder Tag ist ihr köstlicher Gewinn. Eine kleine Rechnung reicht sie dem Leben ein, notgedrungen eine kleine der eigenen Kraft. Dafür hebt sie gefaltete Hände zum Himmel empor. Sie fühlt den Gottesodem stündlich über sich und weiß es: Du hältst deinen Odem an, dann vergehen sie.

So kommt die Menschenhoffnung schließlich bei Gott an. Nur weiß ich nicht, warum sie immer erst den weiten Weg über das Alter machen soll, um dorthin zu gelangen. Jetzt schon, wo noch der Jugend Flamme in euren Herzen glüht, wo noch des Mannes Kraft euch in den Adern brennt, eure Hoffnung sei Gott! Nicht so, daß ihr eure Hände in den Schoß leget und wartet, bis der Himmel sich auftut und seine Schätze über euch ausschüttet, sondern so, daß ihr eure ganze Begeisterung und eure ganze Kraft in das Leben werft, das Gottes ist. Ja Gottes. Kann darum ein Wort darin verhallen, das Wahrheit ist und Liebe? Kann eine Tat darin verwehen, die im Dienste der Gerechtigkeit stand? Kann ein Kampf darin mit wirklicher Niederlage enden, der um eine gute Sache gekämpft wird? Siehe, so haben wir Hoffnungsfreude und Erfüllungsfreude zugleich. Wir graben und säen mit dem frohen Herzen, damit der Landmann über die frühlingsduftenden Furchen schreitet, und in der Gewißheit, daß das Leben Gottes Ackerland ist, und daß göttliche Lebenskräfte unsere Saaten umhüllen, genießen wir im voraus die Ernte, die unser Auge vielleicht nicht mehr sehen wird.

Auch unser Protestantenblatt ist längst in das Mannesalter eingetreten. Heute beginnt es seinen 40. Jahrgang. Und auch bei ihm ist meistens die Hoffnung treuer Arbeit, die Hoffnung gerechten Kampfes, die Hoffnung frommen Glaubens Verheißung und Lohn zugleich gewesen. Ob sein 5. Jahrzehnt auch den äußeren Erfolg des freien Protestantismus sehen wird? Auch seine Hoffnung ist Gott.

R. Emde.

Können die Arbeiter für Kirche und Evangelium wieder gewonnen werden.

1.

Die Frage stellen heißt zugeben, daß die Arbeiter der Kirche und dem Evangelium entfremdet sind. Die Erkenntnis, daß die Arbeiterwelt kirchenfremd ist, hat lange vor der Austrittsbewegung 1905/6 die Frage nach der Rückeroberung der Arbeiter für Kirche und Evangelium gezeitigt, nicht sowohl im alleinigen kirchlichen Interesse, als vielmehr im Interesse an der Gesundung des arbeitenden Volkes.

Doch sollte die Austrittsbewegung des letzten Jahres nicht als vorübergehend und unbeträchtlich angesehen, sondern als deutliches Symptom weitgehender Kirchenfremdheit gewertet werden. Die Gründe, die für den Austritt angegeben werden, dürften gelten auch als Gründe der Kirchenentfremdung, und hören wir sie, so wird uns gewiß, daß nicht der kirchenpolitisch tätige Liberalismus, nicht die „moderne Theologie", sondern in erster Linie die scheinbare oder tatsächliche Abhängigkeit der evangelischen Kirche vom Staat, in zweiter Linie der im vierten Stand noch nicht überwundene Materialismus die Schuld der Kirchenentfremdung des arbeitenden Volkes tragen.

Zwar hat Göhre ideologisch geraten, der Arbeiter solle der Kirche den Rücken kehren — aus Religion, und in dieser von überfeinerter Religiosität eingegebenen Abneigung gegen das Landeskirchentum und kirchliche Formen überhaupt berührt er sich mit gewissen Sekten- und Gemeinschaftskreisen

(Neu-Apostolischen, Darbysten usw.), doch sind die Arbeiter für dies zarte Motiv entschieden unzugänglich geblieben. Mehr hat die von der offiziellen sozialdemokratischen Partei in Verbindung mit der freireligiösen Gemeinde massiv und skrupellos in Werkstätten, Versammlungen und Schankwirtschaften betriebene politische Agitation gegen die Landeskirche erreicht.

Ist schon dies bezeichnend, daß von Austritten aus der römisch-katholischen Kirche und aus der Synagoge — risum teneatis amici! — öffentlich nichts bekannt geworden ist, so beweisen die für den Austritt angegebenen persönlichen Gründe, daß die ganze Bewegung gegen die evangelische Kirche nur gerichtet werden konnte, weil sie, wie die Agitatoren der Deutlichkeit wegen sagten, „Staatskirche" ist. Die Gründe sind die „Wahlentrechtung" in Preußen, obwohl die Landeskirche das fortgeschrittenste Wahlrecht hat, die „Ungerechtigkeit" in der Welt, besonders die „Aussperrungen" (A.-E.-G. in Berlin), das Volksschulgesetz in Preußen, zuweilen die Erklärung, daß der Austrittslustige „an nichts mehr" glaube, daß „die Wissenschaft" — gemeint ist die des Herrn Hoffmann und „der Partei" — nachgewiesen habe, daß es keinen Gott gebe. Und dennoch, allzu viel hat die Monate lange Agitation nicht erreicht, in ganz Berlin über 3000.

2.

Beweist dieser Erfolg die Volkstümlichkeit der Kirche? Mit nichten! Die Religion ist den Arbeitern in Berlin nicht so viel wert, daß sie sich darum bemühen, da ihnen aus dem Verbleiben in der Kirche materielle Nachteile nicht erwachsen, kleine Vorteile von der Kirche erhofft werden. Die Einkommen unter 1500 *M.* sind in Berlin kirchensteuerfrei. Sobald der Arbeiter Kirchensteuer zahlen muß, nimmt er die Mühe der Austrittserklärung und der späteren Gerichtsverhandlung auf sich. Erst ganz kürzlich ist mir versichert worden, daß es gemeine Meinung unter Arbeitern sei: sobald wir Kirchensteuer zahlen müssen, treten wir aus. So sind es denn nicht Gründe der Frömmigkeit, der Pietät, der Dankbarkeit, sondern Bequemlichkeit und Beharrungsvermögen, die die große Mehrzahl der Arbeiter vom letzten Schritt zurückhalten. Möglich, daß die Arbeiterfrauen ein wenig konservativer sind, kirchlicher Sinn fehlt auch bei ihnen.

Es kann entgegnet werden, daß die Arbeiterkinder getauft und konfirmiert, daß die meisten Arbeiter, auch in der Großstadt, mit kirchlichem Geleit beerdigt werden, daß die Kinder unsere Kindergottesdienste besuchen. Gewiß, und wenn der „Vorwärts" einmal triumphierte, daß aus der Zahl der mit kirchlichem Geleit Beerdigten im Verhältnis zu der Zahl der Verstorbenen für Berlin gefolgert werden könne, in wie starkem Maße selbst in Todesfällen auf die Mitwirkung der Kirche verzichtet werde, so ist sein Triumph unlauter. In Berlin werden Kinder nur sehr selten unter kirchlicher Mitwirkung beerdigt. Beerdigungen von Erwachsenen ohne Prediger gehören selbst in Berlin zu den Ausnahmen, Das mußte dem „Vorwärts" bekannt sein. Trotzdem wird kaum ein Pastor, abgesehen von der nicht zu unterschätzenden Möglichkeit der Einwirkung auf die Gäste durch „das Wort", mit voller innerer Befriedigung diese Amtshandlungen vollziehen. Geburt (Taufe), Eintritt ins Leben (Konfirmation), Beerdigung sind wichtige Familienereignisse, bei denen das kirchliche Bewußtsein wenig mitspricht. Die Taufe wird begehrt, weil Schädigungen im bürgerlichen Leben aus ihrem Unterlassen befürchtet werden, oder weil ein Fest mit ihr verbunden wird. Die Konfirmation wird mehr und mehr zu einer Art Schulentlassungsfeier oder Lebensweihe, bei der Eltern und Kinder — Ausnahmen sind zugestanden — an alles eher als an das „kirchliche" Bekenntnis und Gelübde denken. Nicht zu vergessen ist, daß Handwerksmeister, zumal in kleinerem Ort, Lehrlinge nicht annehmen, die nicht konfirmiert sind. Von Hunderten meiner Konfirmanden kommen nur ganz vereinzelte nach ihrer Konfirmation zur Kirche. Bei Beerdigungen aber ist der Prediger der Redner, ohne den die Feier nicht sein darf, notwendig außerdem zur Abrundung der Feier. Andere Redner sind nur mit Erlaubnis des Gemeindekirchenrats zugelassen. Bei musikalischen Vorträgen muß entweder ein Geistlicher zugegen sein oder Genehmigung des Gemeindekirchenrats eingeholt werden. Stutzig machen muß, daß die kirchliche Trauung von Großstadtarbeitern selten begehrt wird. In der ungefähr 72 000 Seelen zählenden, fast nur aus Arbeitern bestehenden Nazarethgemeinde in Berlin sind von 787 Paaren im Jahre 1905/06 sicher nur 202 getraut worden. Bei dem Unterlassen der kirchlichen Trauung sprechen gewiß nicht immer Feindschaft gegen die Kirche oder gar gegen das Evangelium mit, sondern andere Faktoren. Z. B. Furcht vor dem Terrorismus der Arbeitskollegen, das falsche Gefühl, daß außer der standesamtlichen Eheschließung die kirchliche Trauung überflüssig sei, vor allen Dingen aber Geschlechtssünde und Konkubinat vor der Ehe, so daß die Frauen sich in der Kirche geniert fühlen, auch wohl zufrieden sind, wenn wenigstens das Standesamt in Anspruch genommen wird. Von 787 aufgebotenen Paaren lebten **nachweislich** vor der Ehe zusammen 221 meist ganz jugendliche Paare. Mit dieser Zahl wird einmal beleuchtet die Frage der Ehrenprädikate („Jungfrau") bei kirchlichem Aufgebot und kirchlicher Trauung, sodann aber auch die Frage der Jugenderziehung in Arbeiterfamilien, die Frage des Schlafstellenunwesens, die Frage der Unzucht bei Arbeitern. Alle die Gründe, die einen Arbeiter abhalten mögen, die kirchliche Trauung zu begehren, würden nicht sprechen, wenn eben die Arbeiter nicht unkirchlich wären. — Stutzig muß auch machen, daß sogar bei der Konfirmation und der ersten Abendmahlsfeier ihrer Kinder die Arbeiter die Kirche meiden. Bei den großen Abendmahlsfeiern, die ich nach jeder Konfirmation am Sonntag, nicht etwa Wochentags zu halten habe, erscheinen mindestens die Hälfte der Kinder ohne Begleitung ihrer Väter. Bei den Konfirmationshandlungen, die am Wochentag stattfinden, mögen unter den Erwachsenen 25 % Männer sein.

Der Kirchenentfremdung entspricht die Entfremdung vom Evangelium. Kirchlicher Sinn begegnet einem beim großstädtischen Arbeiter, zumal dem eben vom Lande zugezogenen, öfter als evangelische Gesinnung. Er besitzt keine Neigung, sich mit Fragen der Weltanschauung, mit Fragen der Religion auseinanderzusetzen, wie denn die Sehnsucht des Arbeiters nach geistiger Bildung und sein Respekt vor geistiger Arbeit vielfach überschätzt werden. Gewiß ist die Abneigung gegen geistige Tätigkeit zum Teil begründet in den Wohnungsverhältnissen, die vielfach unglaublich traurig sind, in der Verlockung zu alkoholischen Ausschreitungen u. a., aber die Ausrede, daß die Arbeiter keine Zeit hätten, sich geistig zu beschäftigen, ist nicht stichhaltig, weil sie täglich bald nach 6 Uhr von der Arbeit heimkehren, und nicht alle Sonntage Sonnentage sind, die ins Freie locken. Und müssen die Männer und Frauen aus dem Mittelstand, die für die Kirche und das Evangelium in der Gemeinde, in innerer und äußerer Mission arbeiten, nicht auch die Zeit dazu abringen ihrem Beruf? Wo ein Wille, ist ein Weg.

Aber ist die Kirchenfremdheit bei den Arbeitern größer als in anderen Kreisen? Kirchenfreundlich sind der hohe Adel und das Beamtentum, doch häufig nur aus dem sehr äußerlichen Motiv, daß „dem Volke die Religion erhalten" werden müsse, und daß die Stellung zum guten Vorbild verpflichte. Die „Gebildeten der Nation" bedürfen der Kirche kaum, und religiösen Fragen weichen sie aus. Mit Bewußtsein kirchlich ist der untere Mittelstand, der kleine Handwerker, der kleine Beamte. Warum bewegt die Kirche gerade die Frage, wie die Arbeiter der Kirche und dem Evangelium gewonnen werden können? Erstens: der „Gebildete" hat an Wissenschaft und Kunst sittlichen Halt. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat Religion." Dem Gebildeten strömt durch hundert Kanäle, durch seine Lektüre, selbst seine Zeitung, durch die Beschäftigung mit der Kunst das Evangelium zu. Der Arbeiter verliert mit der Religion den sittlichen Halt, und er hat Religion nur in Verbindung

mit der Kirche. Der religiös gestimmte Arbeiter, deren gibt's als Ausnahmen, hat in der Religion Kunst und Wissenschaft. Zweitens: die evangelische Kirche will Volkskirche sein. Sie mag daher die „Gebildeten" entbehren können. Sie bedarf des Fundaments der breiten Masse.

Wer heilen will, muß die Krankheit kennen. Die Ursachen der Entfremdung der Arbeiter von Kirche und Evangelium liegen bei den Arbeitern und bei der Kirche. Wenn der Versuch unternommen wird, diese Ursachen aufzuzählen, so ist nicht gemeint, daß die Aufzählung vollständig sei. Es ist auch nicht die Meinung, daß bei jedem kirchenfremden Arbeiter sämtliche Gründe maßgebend sind. Die Gründe, die dem Arbeiter zum Bewußtsein kommen, sind oft sehr untergeordneter Art. Er fühlt sich etwa von seinem Pastor oder dem Küster schroff behandelt, und sein Ehrgefühl ist überspannt. Er meint, bei Beerdigungen zu viel gezahlt zu haben, sein Argwohn ist leicht erregt. In der Praxis des Tages dürfen diese oft naiven Gründe, doch so schwer wegschaffbar, nicht gering gewertet werden. In diesem Zusammenhang müssen sie unbeachtet bleiben.

3.

Unter den Ursachen der Kirchenentfremdung des Arbeiters, die beim Arbeiter liegen, mindestens seiner kirchlichen Inaktivität darf genannt werden der heimliche Katholizismus, der im evangelischen Volk noch immer steckt bis in Kreise hinein, bei denen er nicht erwartet werden sollte. In einer Berliner Arbeitergemeinde werden die Pastoren, zumal in den heißen Monaten, oft zur Nottaufe gerufen. Gewiß oft aus Bequemlichkeit; das Kind wird zuweilen zwei, auch drei Jahre alt, und wenn es leicht erkrankt, wird der Prediger gerufen, der Gang zur Kirche ist gespart. Gewiß oft aus kirchlichem Sinn, man möchte das Kind nicht ungetauft sterben lassen. Oft aber bewegen nicht kirchliche oder religiöse Erwägungen die Eltern, etwa daß die Kinder durch die Taufe in die Christenheit aufgenommen werden, oder gar, daß an ihnen das „Sakrament der Wiedergeburt" vollzogen wird, sondern die Taufe wird begehrt in der Erwartung, daß das Kind danach gesund werde. Das Begehren der Nottaufe ist schon in Ablehnung umgeschlagen, wenn gesagt wurde, eine zauberhafte Wirkung habe die Taufe nicht. Zu Sterbenden wird der Pastor geholt, daß er ihnen das Abendmahl reiche, oft aus Gebundenheit an kirchliche Sitte, oft aus dem Verlangen, sich mit Gott abschließend versöhnen zu lassen, öfter aus dem Wahn, der Genuß des heiligen Mahles helfe zu leichterem Sterben, daher der Prediger erst in der letzten Not gerufen wird. Der Konfirmation wird ein sakramentaler Charakter beigelegt, und bei Ablehnung eines Konfirmanden begegnet man der Rede, „das Kind müsse doch den Segen haben", als liege der Schwerpunkt der Handlung in dem Segen und als werde durch den Segen ein Geheimnisvolles dem Kinde mitgeteilt, das entsprechend nach der Konfirmation auch nicht mehr aktiv am kirchlichen Leben beteiligt wird. Ob nicht auch bei Beerdigungen dem Segen des „Geistlichen", dem Kreuzzeichen usw. ein sündetilgendes Moment zugeschrieben wird, ist mir noch nicht ganz sicher. Das aber weiß ich, daß auch sonst gewissen kirchlichen Gebräuchen (auch dem Apostolikum) eine weniger aus vernünftiger Überlegung, als aus einem gewissen Gefühl geborene Verehrung beigelegt wird. Der evangelische Pastor und Prediger wird, uneingestanden und unklar, zum Träger und Bringer geheimnisvoller Kräfte in kirchlichen Handlungen, zum Priester. Wo dieser katholische Sauerteig wirkt, ist eine Liebe zur evangelischen Kirche als der Kirche der Predigt des Evangeliums, noch weniger tätige Mitarbeit, nicht zu erwarten. Er muß ausgefegt werden, damit das Volk lerne, daß nicht an ihm etwas gewirkt werde, sondern daß es selbst die evangelische Kirche sei.

Beklagenswert ist der Mangel an Pflichtbewußtsein des Arbeiters gegenüber den Gemeinschaften der Familie, der Gemeinde, des Staates und — der Kirche. Nur die letztgenannte Organisation interessiert in diesem Zusammenhang. Die Arbeiter lassen es sich gefallen, daß die Pastoren der Landeskirche sich um ihre Kinder bemühen in Kindergottesdiensten und damit verbundenen Einrichtungen, sowie im Konfirmandenunterricht. Sie sind auch, wenigstens zu einem Teil, dankbar für den Kindern nachgehende Fürsorge. Sie klagen, wo es nicht geschieht, über Pflichtversäumnis und Lieblosigkeit. Sie selbst jedoch suchen den Pastor in seiner Wohnung nicht auf, kümmern sich nicht, ob ihre Kinder den Konfirmandenunterricht besuchen, unterlassen ihrerseits kirchliche Anregung bei ihren Kindern und haben kein Bewußtsein, daß sie kirchlich vorbildlich wirken müssen. So sehr sie selbst es an Entgegenkommen fehlen lassen, fordern sie jedes Entgegenkommen von der Kirche und sind oft ungebührlich, wo es versagt werden muß. Sie nehmen die Hülfe der Gemeindediakonie, der Armen- und Krankenpflege, oft unverständig gegen Erholungsbedürftigkeit und Arbeitsbegrenztheit der Diakonen und Diakonissen, in Anspruch, wissen die Quellen der finanziellen Hülfe zu sich zu lenken. Sie haben kein Bedürfnis nachzudenken, woher die Geldmittel der Kirche stammen, haben oft nur die Vorstellung unerschöpflichen kirchlichen Reichtums, sind erst recht nicht bereit, mitzuhelfen. Eine Anerkennung kirchlicher Gemeindearbeit wird selten aus Arbeitermund vernommen, nach ihrer Meinung geschieht nie genug. So stehen sie der Kirche und ihrer Arbeit fordernd und negativ-kritisch gegenüber.

Das mangelnde Pflichtbewußtsein gegenüber der Kirche steht in Verbindung mit der einseitigen Beschäftigung der Arbeiterschaft mit Fragen der „Futtermenge" und des „Futterplatzes." Kein Verständiger wird sie tadeln, daß sie nach besseren Arbeitsverhältnissen und Lohnbedingungen strebt. Auch die Arbeiter müssen „an die Enkel" denken, mit Goethe zu reden. Alle Stände streben danach. Aber die sozialdemokratische Partei wird es vor der Geschichte verantworten müssen, daß sie ihre Anhänger nur mit Fragen des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit beschäftigt hat, und durch ihre Parteigänger die nichtorganisierten Arbeiter, daß sie, bisher wenigstens, versagt in der Bekämpfung der furchtbaren Seuche des Alkoholismus, unter der, wie belegt werden kann, die Arbeiterfamilien, Frauen und Kinder, körperlich und seelisch depravieren, daß sie nichts tut zur Hebung der Volkssittlichkeit, daß sie die Arbeit an der Hebung der Volksbildung den „bürgerlichen Kreisen" überläßt usw. Sie entschuldigt sich, daß die Bourgeois auch trinken und Unzucht treiben. Ist das eine Entschuldigung? Und wird denn zwischen Trunksucht und Unzucht oben und unten ein Unterschied gemacht von irgend einem Einsichtigen? Nein, es fehlt ihnen dies: es jammert sie nicht des Volks! Der ideale Sinn geht dem Arbeiter im Unterschied von anderen Ständen unter in den Fragen nach dem: was werden wir essen? usw.

Bei überzeugten Anhängern der sozialdemokratischen Partei muß Abneigung herrschen gegen Kirche und Evangelium; denn ihr Programm gründet sich auf den theoretischen Materialismus, das unselige Erbe der bürgerlichen Kreise. Hier im Prinzip überwunden, beherrscht er noch die Köpfe der „Ganzen und Vollen", daher auch die Religion als Privatsache milde gesagt eine Inkonsequenz, stärker ausgedrückt Hypokrisie ist, zum Zweck des Fangs der Landarbeiter. Die große Mehrzahl der Arbeiter versteht nicht, was Materialismus ist, und würde, wenn er ihnen erklärt würde, ihn ablehnen. Das aber ist fraglos, daß er, unbewußt und unwissend aufgenommen, in den Arbeitern geheimnisvoll mächtig ist als Gesinnung. Unterschätze niemand den Einfluß derer, die das große Wort führen, und ihren Terrorismus. Feigheit und Unwahrhaftigkeit sind Mächte im Menschen, die der Gewalt des Terrorismus hülfreich dienen. Die Vielen beugen sich den Wenigen in ihrer Stellung zur Kirche und zum Evangelium. Darüber ist genug geschrieben, daß Weiteres erübrigt, unter vier Augen werden die Stummen redend und sagen, daß sie müssen mit den Wölfen heulen.

Berlin. M. Steiniger.

Hausfrauenreligion.

Von Else Bittlinger.

I. Das Glaubensbekenntnis.

Der Doktor war da gewesen. Er hatte mit einem weißen Höllensteinstiftchen schwarze Flecke auf die Hand unseres Mädchens gemacht, war fortgegangen, hatte das weiße Stiftchen vergessen, und hatte auch nicht bemerkt, daß ein kleines Mädchen von neun Jahren neugierig und aufmerksam sein Tun beobachtet.

Da lag das Stiftchen, ich nahm's bewundernd in die Hand. Es war wirklich ganz weiß und doch hatte der Doktor schwarze Flecke damit gemacht.

Meine kleine Kusine Grete kam ins Zimmer, ich zeigte ihr das wunderbare Stiftchen, aber sie lächelte ungläubig.

„Kannst ja mal probieren, dann siehst du's auch", redete ich ihr zu. „Ja, das kann ich", meinte die Grete, „aber wenn ich mir die Hand einreibe, mußt du dir die Nasenspitze betupfen." „Warum denn nicht?" Ich war sofort bereit; was der Doktor kann, werden wir doch auch können, und wenn's schwarz wird, waschen wir's uns eben ab. — Es dauerte zwar etwas länger als beim Onkel Doktor, aber es gelang, und glücklich tanzte ich mit meiner schwarzen Nasenspitze und die Grete mit ihrem schwarzen Händchen im Zimmer herum. Wir waren begeistert, und erst nach längerer Zeit entschlossen wir uns zu einer Reinigung. Wir wuschen, wir rieben, wir holten Zitrone, aber die schwarze Farbe ging nicht ab. Die Grete schluchzte schon dazwischen, ich besah mir im Spiegel meine vom Reiben schon schmerzhafte Nase mit ihrer schwarzen Spitze, mir klopfte das Herz vor Angst. Was wird Mutter sagen, was tun? Da plötzlich fiel mir die Rettung ein. „Grete", schlug ich ihr vor, „Fräulein hat ja in der Religionsstunde gesagt, die Leute, an denen der Herr Christus die Wunder tat, die waren alle so sehr gläubig und beteten so recht von Herzen zum lieben Gott. Grete, das probieren wir nu auch!" Aber Grete meinte: „Nee, ich hole mir lieber für 5 Pfg. Bimsstein", und blieb dabei. Ich aber ging in der Eltern Schlafstube, setzte mich vor Mutters Spiegel, faltete fest, fest die Hände, und betete: „Lieber Gott, bitte, bitte, mach' meine Nase wieder weiß, ich will auch immer brav sein, ich habe dich sehr lieb, lieber Gott." — Die Nase blieb schwarz. Das hast du gewiß nicht richtig gemacht, dacht' ich, das ist ja auch gar kein richtig Gebet, was du da gesagt hast, gar nicht so was richtig Schweres. Was betest du nur, was wird dem lieben Gott wohl genügen?! Na, das Schwerste, was es in der Welt gibt, ist doch das Glaubensbekenntnis, daran hatte ich ja eine Ewigkeit gelernt, nie hatte etwas anderes so lange gedauert.

Wieder schlossen sich angstvoll die kleinen Hände, und vorsichtig langsam, um keinen Fehler zu machen, sprach ich das Glaubensbekenntnis. Einmal, zweimal, beim dritten Male schluchzte ich so, daß ich nicht mehr laut sprechen konnte. Die Nase blieb schwarz.

Es war mir unheimlich, zum erstenmal elend zu Mut in meinem Leben. Das Wunder war nicht geschehen, dann war doch mein Glaube nicht richtig, und eine schwarze Nasenspitze hatte ich auch. Ich schlich zurück zur Grete, die fand, der Bimsstein hätte geholfen, empfahl ihn mir sehr, ich nahm ihn, rieb und — Fleck und Haut der Nase gingen zu gleicher Zeit ab; so fand mich die Mutter. Sie war ängstlich und schickte zum Arzt. Der lachte, klebte ein Heftpflaster auf die Nase, und beim Abendbrot lachten sie alle, am meisten wohl über mein betrübtes Gesicht.

Ich aber dachte nicht an meine Nase; in dem Alter macht man sich keine Gedanken über seine Schönheit. Ich dachte nur, daß der liebe Gott kein Wunder getan. Ich war doch so gläubig gewesen, sogar das Glaubensbekenntnis hatte ich ihm ohne Fehler gesagt. — Schluchzend lag ich in meinem Bett. Da setzte sich unser altes Mädchen, unsere Johanne, zu mir. „Mein Dummerchen", tröstete sie, „weine nur nicht mehr über deine Nase, ehe du mal heiratest, ist's lang wieder gut, und morgen mach' ich dir auch Bratkartoffeln." „Nee, Johanne, das ist es ja nicht, aber denke dir, der liebe Gott macht sich ja gar nichts aus dem Glaubensbekenntnis", und nun erzählt' ich ihr mein Herzeleid. Da küßte und streichelte sie mich und sagte beruhigend — ich höre sie heute noch —: „Sei ruhig, mein Liebling, das Glaubensbekenntnis, das haben bloß die Menschen gemacht, das kennt der liebe Gott gar nicht. Sieh' mal, das wollen die Menschen nur, damit sie unter einander wissen, ob sie auch glauben".

„Johanne, werde ich denn auch noch richtig lernen, was der liebe Gott will, das Glaubensbekenntnis für die Menschen ist doch schon so schwer." — „Ja, Kind, was Gott will, das lernen alle, ob sie wollen oder nicht, du lernst es auch, das kommt im Leben von selbst."

„Von selbst!?" Ich hatte nie an Johannes Worten gezweifelt, na dann kann's ja nicht schwer sein, so schlief ich beruhigt ein.

Neue Eindrücke im Leben kamen, die Welt war so schön, Nachbars Obst so süß, Vaters Möbelwagen so dunkel, so graulich und heimlich zugleich, alle Menschen so gut, am besten die vielen Freundinnen, aber die Erinnerung an das ausgebliebene Wunder, und die Frage, was will Gott eigentlich von uns, tauchten im Herzen doch ab und zu wieder auf.

So wuchs ich heran und kam in die Konfirmationsstunde zum alten Prediger Thomas. Er hat nicht mehr viel Schülerinnen nach mir gehabt. Vielleicht war er schon zu alt und ich noch zu jung, sonst hätte ich noch mehr von ihm gehabt. Ganz verstanden habe ich ihn trotz großer Mühe oft nicht, aber ein großes Werk hat er an mir getan, und, so lange ich lebe, will ich's ihm danken. Er hat aus all dem Wirrsal von Wegen, die nach oben führen, mich gelehrt, selbständig den Weg zu suchen, der für mich der richtige Weg ist, der, auf dem ich weiter wandeln konnte von Ziel zu Ziel bisher, und der, so hoffe ich, an meinem Lebensabend mich ans Endziel bringen wird. Ich gehe getrost, trotzdem er manchmal schroff und steinig ist, und finde noch heut deutlich die Fußspuren unseres Herrn; je höher ich komme, je deutlicher sind sie. So bin ich getrost.

II. Ich glaube an Gott den Vater.

16 Jahre! Schule und Konfirmation beendet. Im Schrank ein neues weißes Kleid. Mutter hatte es so herrlich lang machen lassen, wenn ich niedrige Absätze trug, schleppte es beinahe. Ein Paar kleine Lackschuhe hatte Mutter auch noch geschenkt, und die lästig langen Zöpfe hatte sie versprochen, aufzustecken. Noch acht Tage, dann war die erste Tanzstunde, ob ich den ersten Tanz wohl mit dem blonden Paul oder dem schwarzen Franz tanzen sollte? Die Freundinnen fanden den letzteren ja sehr häßlich, aber er hatte mich nie damit geneckt, daß ich immer so dumme Zöpfe tragen mußte, er war doch entschieden der Netteste.

Wenn nur Vater bald wieder wohl wäre, Mutter fand, daß das kleine Geschwür an seinem Rücken größer geworden, und der Arzt wollte morgen wiederkommen. Aber acht Tage sind ja eine lange Zeit, bis dahin war Vater gewiß wieder wohl.

Sie waren lang, diese acht Tage, und sie waren bang. Mutter hatte all' die Nächte durchwacht und heut hatten sie Vaters Karbunkel operiert, Mutter sollte nun diese Nacht schlafen. Vater meinte, ich versorge ihn gerade so gut wie Mutter. Ich war so gern bei ihm geblieben, eine Nacht wachen kann doch nicht so schwer sein. Vater schlummerte, es war so merkwürdig still, das Gas brannte ganz niedrig, die Flamme erhellte kaum das Zimmer. Ob denn die Uhr heut so besonders laut tickte, oder hatte ich vorher nur ihren Gang nie bemerkt. Heut waren sie alle in der ersten Tanzstunde, wie hatte ich mich darauf gefreut. Es hatte ein bißchen weh getan, als ich all den Staat wegpackte, und es hatte doch gar nicht weh tun sollen. Wenn nur Vater erst ohne Gefahr wäre. Ich sah ihn an, das liebe Gesicht war

verändert, das schöne volle Haar erschien mir noch weißer als sonst. Lieber Gott, laß ihn gesund werden, wir können uns nicht trennen von ihm, so stieg's in heißer Angst zu Gott hinauf. Ich wagte mich kaum zu rühren. Die Uhr schlug. War's denn möglich, erst eine Stunde saß ich so. Dauerte denn eine Stunde so lange?

Da wachte der Kranke auf, er war ganz klar, faßte meine Hand, und sagte traurig: „Wird's dir schwer, Kind? Es sollte heut deine erste Tanzstunde sein, ich weiß es. Wir sind schon zu alt für dich, aber, wie es auch kommt in deinem Leben, denke immer daran und vergiß es nie, wie sehr wir dich zur Freude unseres Alters gebraucht." Ich tröstete ihn und sagte ihm, daß ich mir gar garnichts aus der Tanzstunde mache, daß ich so gern bei ihm sei, kühlte seine Wunde mit zitternden Händen, und er schlummerte wieder ein. Ich saß und wachte, der Schlaf kam und ich fror, aber ich wachte, die unsagbare Angst und Sorge hielt meine Augen offen, und als der Zeiger der Uhr die sechste Morgenstunde zeigte, da hatte ich fürs ganze Leben gelernt, wie lang eine einzige Nacht sein kann. —

Die nächste Nacht schon haben wir alle bei ihm gewacht, und drei Tage darauf haben wir ihn in sein letztes Bett gelegt.

Ich war in all den Tagen nicht aus dem Haus gekommen. Als ich hinaustrat zu diesem ersten schweren Gang in meinem Leben, da stutzte ich erschrocken. Wie sah denn alles so anders aus. Die Straßen so lang, die Häuser so hoch, die Menschen so gleichgültig, alles, was ich da sah, was da an mir vorüberzog, hatte das denn immer so ausgesehen, das war ja so fremd, das ging mich ja gar nichts an. Da gingen die Menschen und keiner dachte daran, daß wir unseren Vater verloren! Kam er denn wirklich nie wieder? Zu Hause stand und lag noch alles wie zu seiner Zeit. Wenn die Tür ging, meinte ich, er müsse hereintreten, ich wollte zu ihm sprechen, ich hatte ihm noch so viel zu sagen, aber ich mußte langsam lernen, daß ich ihn nicht mehr hatte.

Ich meinte da zuerst, ich hätte alles verloren, und fühlte doch bald deutlich, wie viel ich noch besaß. Ich fühlte es deutlich, denn Mutter und ich falteten wieder angstvoll unsere Hände. Mutter flehte Gott an, ihr ihren letzten Sohn zu lassen. Ihren blühenden Sohn, der ihr den Mann ersetzen sollte. Ich sah, ohne Worte, wie sie zu Gott nicht nur flehte, nein, wie sie mit ihm rang um dieses junge Leben und in unzählig bangen Nächten, da habe auch ich auf den Knien gelegen und geschluchzt. Nur das nicht, Vater im Himmel, nur das nicht! Und als er es dennoch getan, und wir beiden einsamen Frauen unsere Heimat verlassen mußten, da habe ich nicht mehr gebetet, sondern nur noch gefragt: wo bist du, Vater im Himmel? Ich ging von Zimmer zu Zimmer und nahm Abschied. Da war die Stelle, wo Vater gestorben, dort war sein Arbeitssessel; ich sah mich als Kind zu ihm treten, ihn zu den Mahlzeiten zu rufen. Sein Arbeitspult und Sessel blieben da. Wer würde auf ihnen sitzen. Ich kroch noch einmal in den alten großen Wandschrank, diesen herrlichen Versteckplatz meiner Kindheit, da fand mich kein Mensch, wer vermutet ein 17jähriges Mädchen in solchem Versteck. Meine Hände glitten an der Wand entlang, ich weinte bitterlich. Der Flock, unser Hund, mochte fühlen, was mich drückte, er verließ mich keinen Augenblick, er zerrte an meinem Kleid, und ich folgte ihm in den Hof. Viele Hände, hart und schwielig, streckten sich mir entgegen, sie hatten mich oft getragen als Kind, all' die treuen Menschen, das waren meine Freunde. Was wußten die und ich von Sozialdemokratie. Sie und meine Heimgegangenen hatten Leid und Freud miteinander getragen durch lange Jahre. Sie wollten die Jüngste des Hauses nicht ziehen lassen, ohne ihr ihre Liebe und ihren Schmerz zu zeigen. Nicht viele Worte haben sie gesprochen, nur die alte Johanne sagte: „Wenn du mich brauchst, Kind, bin ich da." Sie hat ihr Wort gehalten. Dann kam die Mutter. Sie war ganz ruhig. „Seid weiter brav auch zu dem neuen Herrn und hütet eure Kinder." Die Leute schluchzten. Da sagte sie weiter beruhigend: „Wer so viel wie ich begraben, kann sich auch von seinem Hab und Gut und seiner Heimat trennen." So gingen wir. Sie hat sich nicht noch einmal umgesehen. Aber meine Seele schrie zu Gott: wo bist du Vater im Himmel und wo warst du denn, als all das Furchtbare geschah? Wo warst du, als dieser alten Frau letzter Sohn starb? Wo warst du, als wir zu dir flehten?" Wie kannst du verlangen, daß wir sprechen, dein Wille geschehe, wenn das dein Wille war?!

Einsame Jahre folgten, nur ausgefüllt, aber auch ganz ausgefüllt von der Pflege meiner Mutter. Sie war alt und hatte sich unter Gottes Willen gebeugt. Ich konnte das nicht und konnte von ihr es nicht begreifen. Sie ließ mich, und es war ihre große Klugheit, daß sie das tat. Sie wußte, Gottes Wille läßt sich nicht erklären, den kann jeder nur an sich selbst erleben.

Dann ging auch die Mutter und ließ mich ganz allein. Ganz allein, und ich packte in den leer gewordenen Räumen ein, was mir lieb war, um unter Fremde zu gehen. Bei jedem Stück, was ich in die Hand nahm, was von ihnen allen erzählte, die von mir gegangen, da schrie wieder meine Seele verzweifelt zu Gott: Was tat ich dir, daß du mich so leiden läßt?

Der erste ganz einsame Abend kam, müde saß ich und ließ die Vergangenheit an mir vorüberziehen, da plötzlich klang meines sterbenden Vaters Wort mir im Ohr: „Denke immer daran, vergiß es nie, wie sehr wir dich zur Freude unseres Alters gebraucht."

Ja gebraucht hatten sie mich. Wie sehr! Wieviel konnte ich ihnen sein. Wie oft haben sie in Dankbarkeit nach meiner Hand gegriffen, wie oft in schlaflosen Nächten mir gedankt, daß ich bei ihnen war. Was wäre denn mein ganzes Leben, wenn ich das alles nicht erlebt und gelitten? Was wäre ich denn ohne dies Leid? Streiche es heraus aus deinem Leben und du bis ein Nichts, ein gedankenloser Mensch, wie so viele andere. Frag dich doch: Ist's denn nicht etwas unsagbar Großes, daß du den Deinen so viel sein konntest? Hebt das dich nicht hinauf, daß du dies schwere Leben weiter tragen kannst.

Klar wurde es in mir in dieser großen Einsamkeit, und hell, ganz hell. Ich schloß die Augen, zum erstenmal stand Gott neben mir. Ich fühlte und sah ihn und nach Jahren falteten sich meine Hände und mein Herz stammelte: Ja Herr. Ich glaube. Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erden.

Väter und Söhne.

I.

Zu den Gütern, auf deren Ehre wir Protestanten mit Recht halten, gehört auch die Familie. An manchem Reformationsfest wird Luther auch deshalb gepriesen, weil er durch eigene Tat, wie durch seine Lehre das Familienleben wieder zu Ehren und Anerkennung gebracht hat. In der römischen Kirche und nach katholischer Lehre stehen die unverheirateten, familienlosen Menschen hoch über den anderen, das zeigt sich nicht nur in der Hochschätzung des Mönchs- und Nonnenlebens. Auch der Priester muß unverheiratet sein, und jede Eheschließung kann nur durch das Sakrament der katholisch-kirchlichen Trauung zu etwas Erlaubtem und zu sittlicher Lebensgemeinschaft geweiht werden. Nun geht aber auch unverkennbar ein solcher, wenn nicht familienfeindlicher, so doch die Familie geringschätzender Zug durch manche Schriften des Neuen Testamentes. Es ist nicht nur der Rat des Paulus, daß, wer nicht heirate, um so mehr dem Herrn gehören und sein Werk treiben könne; es ist nicht nur die Erwartung des nahen Weltunterganges mit seinen Schrecken, Gefahren und Hoffnungen, die den Einzelnen von seiner Familie löst; überhaupt gilt nicht die Familie, sondern die

eigene Seele, die eigene Persönlichkeit und ihre Erhaltung als das Notwendigste; ob in oder außerhalb der Familie, ist dann Nebensache. So hat auch Jesus selbst, den wir uns ebensowenig wie Johannes den Täufer oder Paulus verheiratet denken können, gelegentlich den Familienzusammenhang mit scharfen Worten gesprengt. Wollen wir daher den wirklichen Jesus kennen lernen, so dürfen wir an solchen harten Reden nicht vorbeigehen; vielleicht offenbart sich in solchen Worten auch ein Stück seiner Passion wie des allgemeinen Menschenleidens.

Matth. 10, V. 37—38 heißt es: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert. Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht wert.“ Mit diesem Wort tritt Jesus augenscheinlich in einen grellen Widerspruch zum Judentum. Noch heute rühmt man ja den innigen Familiensinn der Israeliten; Elternliebe und Kindesdank werden gerade im Alten Testamente überall betont und gefordert. Das erste Gebot, das Verheißung hat, lautet: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest im Lande, daß dir der Herr, dein Gott, geben wird.“ Jesus Sirach schreibt: „Wer seinen Vater ehrt, des Sünde wird Gott nicht strafen; wer aber seinen Vater verläßt, der wird geschändet;“ und er mahnt: „Ehre Vater und Mutter mit Worten, mit der Tat und mit Geduld,“ ja „ehre sie und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist.“ Ebenso mahnt der Dichter der salomonischen Sprüche: „Gehorche deinem Vater, der dich gezeugt hat, und verachte deine Mutter nicht, wenn sie alt wird. Denn ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen.“ „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder.“ Auch den erwachsenen Kindern wird zugerufen: „Liebes Kind, pflege deines Vaters im Alter und betrüb ihn ja nicht, so lange er lebet, und halte ihm zu gut, ob er kindisch würde, und verachte ihn ja nicht darum, daß du geschickter bist.“ Wie den Kindern ihren Eltern gegenüber, so wird auch den Eltern ihren Kindern gegenüber Liebe, Treue, aber auch Weisheit empfohlen; erschien es als größtes Unglück, wenn Eltern Kinder versagt blieben, so galt es um so mehr, die Kinder in der Furcht Gottes als in aller Weisheit Anfang und Grundlage zu erziehen: „Laß deinem Sohn nicht Gewalt über dich; züchtige deinen Sohn, so wird er dich ergötzen; wer der Rute schonet, der hasset seinen Sohn.“ Auch schon im Alten Testament muß die Elternliebe zum Sinnbild der Treue Gottes dienen: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch seiner nicht vergessen“, spricht der Herr und: „ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ Dem jungen Salomo gilt Gottes Verheißung: „er soll mein Sohn sein, und ich will sein Vater sein.“ Sterben die Eltern frühzeitig, so darf der Fromme die Gewißheit haben: „Mein Vater und meine Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich an.“

Knüpft Jesus mit seiner Botschaft von der Vaterliebe Gottes an solche Gedanken an, so scheint er die ganze Erziehungsweisheit des Alten Testaments zu verleugnen mit seinem Anspruch, mehr geliebt zu werden als Vater und Mutter, als Sohn oder Tochter. Bei Lukas (14, 26) lautet dieser Anspruch noch viel schärfer: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigenes Leben, der kann nicht mein Jünger sein.“ Das sagt derselbe Jesus, aus dessen Kindheit erzählt wird: „er war seinen Eltern untertan“, der nach dem vierten (Johannes-)Evangelium noch vom Kreuz herab seiner Mutter im Jünger Johannes einen Sohn und Ersatz gibt! Derselbe Jesus, der einst zornesstarke Vorwürfe gegen Priester und Schriftgelehrte aussprach, wenn sie lehrten: ein Gott dargebrachtes Opfer im Tempel sei notwendiger und wertvoller, als die alternden Eltern zu unterstützen; ja was man dem Tempel zuführe, dürfe man seinen Eltern an Unterstützung entziehen! — Gewiß hat Jesus aus eigener schmerzlicher Erfahrung heraus die Worte Matth. 10, V. 37—38 gesprochen.

Von Jesu Vater hören wir nicht viel; er scheint früh gestorben zu sein. Wenn die Erzählung vom zwölfjährigen Jesus geschichtlich ist, so scheint nach ihr Jesus seinen Eltern frühzeitig ein Rätsel gewesen zu sein; seine sorglose Unbekümmertheit, sein ihm so selbstverständlich erscheinendes Verweilen im Tempel verstehen sie nicht. So werden sie auch später trotz aller Freude und Zufriedenheit mit ihm ihn oft nicht verstanden haben. Er war gereift in vielen Stücken ganz anders als andere Kinder, auch ganz anders, als seine Eltern in der Jugend gewesen waren. Aber wenn sie ihn auch oft nicht verstanden, so scheinen sie doch nicht den falschen und meist erfolglosen Versuch gemacht zu haben, ihn aus der Bahn seiner eigenartigen, selbständigen Entwicklung herauszudrängen. Freilich später, als er öffentlich aufgetreten und ganz aus dem Geleise eines gleichmäßigen Berufslebens und kleinstädtischer Zurückhaltung gewichen war, da wurden seine Mutter und Brüder an ihm irre; einmal suchten sie ihn in seinem Lehren und Heilen zu stören und ihn ins Haus zu holen mit dem Gedanken: er ist von Sinnen, ist ein Schwärmer, ist in Ekstase. Ein andermal, als ihm gemeldet wurde, die Seinen suchten und erwarteten ihn draußen, rief er aus, fast als ob er den natürlichen Zusammenhang lockern wollte: „Wer ist meine Mutter? und wer sind meine Brüder und Schwestern? Die, die den Willen meines Vaters im Himmel tun!“ Seelenverwandtschaft, Gesinnungsgemeinschaft stellt er hier weit über Familien- und Blutsgemeinschaft. Eine gewisse Entfremdung zwischen ihm und seiner Mutter klingt auch aus dem Wort heraus, mit dem er das begeisterte Lob seiner Mutter zurückweist. Auf das Wort einer Frau aus dem Volke: „Selig ist der Leib, der dich getragen“, erwiderte Jesus: „Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren“, und löscht die Glut persönlicher Bewunderung durch die hier kalt, fast schroff erscheinende Forderung sittlicher Treue aus. Und wenn in der allegorischen Erzählung von der Hochzeit zu Kana die Mutter Maria das Wirken ihres Sohnes beschleunigen und seiner Selbstentscheidung vorgreifen will, aber von Jesus deutlich zurückgewiesen wird durch die Worte: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen“, so scheint auch in diesem symbolischen Berichte die Tatsache sich widerzuspiegeln, daß Jesu Mutter längere Zeit für Wesen und Wirken ihres Sohnes kein völliges Verständnis gehabt hat.

So wird Jesu Forderung Matth. 10 aus seinen eigenen Erlebnissen verständlich; seine eigenen Jünger haben sie ja auch befolgen müssen. Jakobus und Johannes verlassen Jesu zuliebe außer ihrem Schiffe auch ihren alten Vater Zebedäus. Petrus fragt einmal: „Meister, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt; was wird uns dafür?“ und Jesus verheißt ihm im neuen Gottesreich Ersatz auch für die ihm zuliebe hier verlassenen Verwandten. Als ein Jüngling sich ihm anschließen, aber zuvor noch seinem verstorbenen Vater die letzte Ehrenpflicht erweisen will, da muß er aus Jesu Mund das scharfe Wort vernehmen: „Laß die Toten ihre Toten begraben, gehe du aber hin und verkündige das Reich Gottes.“ Ausdrücklich gebietet Jesus seinen Jüngern: „Ihr sollt niemand Vater heißen auf Erden; denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist.“ F.

Francesco und Brigida.

Eine italienische Erzählung von Joseph Hocking.
Autorisierte Übersetzung von Otto Rühlemann.

I.

Mein Freund und ich hatten die Berge nordwärts von Florenz überschritten. Obgleich der April kaum begonnen hatte, war es sehr heiß und für mich, der eben erst aus

unserm nördlichen Klima gekommen, beinahe überwältigend. Der Himmel war wolkenlos und das blaue Himmelszelt, zu welchem ich aufblickte, war schon allein eine Reise nach Italien wert.

„Du empfindest die Glut der Sonne", sagte mein Freund.

„Wir müssen bereits verschiedene Meilen hinter uns haben", antwortete ich, „außerdem verlangt es mich nach einem Mittagessen."

„Wir sind gleich angelangt", erwiderte er.

„Wo angelangt", fragte ich ihn.

„An der Stelle, wo wir Mittag bekommen werden."

Ich sah mich um: Ringsum ein weites Panorama von Bergen und Tälern. In der Ferne hinter Valombrosa erhoben die Bergriesen ihre schneebedeckten Gipfel, während rund herum die Landschaft einen entzückenden Anblick bot. Die Obstbäume waren mit einem Blütenmeer übersät und der Arnofluß, der sich zwischen den Bergen hindurchschlängelte, vervollständigte die Schönheit der Szenerie. Aber nirgends sah ich ein Gasthaus oder eine Wirtschaft. Hier und dort lagen einige Bauernhäuser zerstreut und da mir das Innere dieser italienischen Häuser einigermaßen bekannt war, empfand ich nicht gerade besondere Freude bei dem Gedanken, darin dinieren zu müssen.

„Deine Absicht ist also, unser Mahl jenseits des Flusses einzunehmen."

„O, nein!"

Ich machte keine weiteren Bemerkungen. Mein Freund hatte mehr als zwanzig Jahre in Italien gelebt und mußte wohl wissen, was er sprach.

„Dort ist die Stelle", sagte er plötzlich, auf ein Häuschen zeigend, das sich bisher meinen Blicken entzogen hatte. Wieder antwortete ich nichts. Wenn es mir auch nicht gerade zuwider war, jenes Häuschen zu betreten, um meinen beschränkten Vorrat an italienischen Worten auszukramen, wäre es mir doch lieber gewesen, an den Ufern des Flusses unser Mahl einzunehmen. Denn tatsächlich herrscht in den italienischen Wohnungen ein gewisses Odeur wie Knoblauch, vermischt mit anderen undefinierbaren Gerüchen, die nicht gerade appetitlich sind.

„Du brauchst nichts zu fürchten", lachte mein Freund. „Außerdem wird es dich interessieren."

Einige Minuten später erreichten wir die kleine Wohnstätte. Ein Blick belehrte mich, daß sie besser war als die anderen. Sie war tadellos sauber und die Blumenbeete in dem kleinen Gärtchen waren sorgfältig gepflegt.

„Brigida!" rief mein Freund.

„Ah, Signor", hörte ich eine weibliche Stimme antworten. „Treten Sie ein."

Mein Freund öffnete und trat ein, während ich ihm dicht folgte.

„Benvenuto, Signor, Benvenuto!"

Eine alte Frau war es, aber ihre Stimme war klar und wohlklingend und ihr Gesicht beinahe frei von Runzeln. Ihre Augen waren tiefschwarz, während ihr Haar, obgleich beinahe weiß, voll und glänzend schimmerte.

„Ich danke Ihnen für das Willkommen", sagte mein Freund. „Hoffentlich sind Sie mir nicht böse, daß ich diesen Herrn mitbringe. Er ist soeben aus England gekommen."

„Böse sein, Signor", erwiderte die alte Dame in dem rein klingenden Italienisch, wie es unter den Bewohnern Toscanas so allgemein gefunden wird. „Böse sein! Nein, Signor, im Gegenteil. Es ist mir eine große Freude, Sie wiederzusehen. Es erinnert mich an alte, vergangene Tage und die Tage, die noch kommen werden!"

„Na, so ist's recht. Und, Brigida, wir sind sehr hungrig, wir —"

„Na, wenn ich das gewußt hätte", rief die Alte, „dann hätte ich meine fette Henne geschlachtet."

„Machen Sie sich deshalb keine Sorgen. Wir haben etwas mitgebracht. Wir wollen uns nur bei Ihnen niederlassen, um von dem wundervollen Wein zu trinken, der bei Ihnen ja so berühmt ist."

„Tra la la", rief die alte Dame fröhlich. „Benvenuto, Benvenuto, Signor!" Und sie begann ein schneeiges Tuch auf den kleinen Tisch aufzudecken.

„Sie leben hier so ganz einsam?" sagte ich zu ihr, um mich auch etwas an der Unterhaltung zu beteiligen.

„Allein, Signor, o nein! Ich habe ja Francesco."

Ich sah mich um in dem kleinen Zimmer.

„Sie können ihn nicht sehen, Signor. Nein, aber ich kann ihn sehen!"

Ich war still dazu, sah nur meinen Freund an in der Hoffnung, daß er mir eine Erklärung geben würde. Er sagte jedoch nichts, nur ein Lächeln umspielte seine Lippen, während Brigida Gläser auf den Tisch setzte.

„Ah, aber Sie müssen von meinem Kuchen essen, Signor. Sie erinnern sich noch? eh?"

„Ja, natürlich erinnere ich mich."

„Ah, ja, ja", und die Alte lachte belustigt. Darauf brachte sie eine Anzahl Kuchen und stellte sie auf den Tisch vor uns hin.

„Sie werden uns doch nicht verlassen, Signora", sagte ich, als sie sich in ein anderes Zimmer zurückzog.

„Wenn Signor nach dem Essen eine Sigarro rauchen will, dann will ich Ihnen gern Gesellschaft leisten", erwiderte sie schlicht. „Aber während des Essens, nein!"

Wieder sah ich meinen Freund an, wieder entgegnete er nichts, nur das Wort „warte!"

Ich aß wenig von dem Mitgebrachten, dagegen desto mehr von dem Kuchen, den uns die Alte vorgesetzt hatte. Nie in meinem Leben hätte ich geahnt, wie prächtig dieser italienische Tavoletta schmeckt. Woraus er bestand, wußte ich zwar nicht, aber ein solches Gebäck würde jeder Hausfrau die Liebe des Gatten sichern.

Nachdem wir unser einfaches Mahl verzehrt hatten, zündeten wir uns eine Zigarre an und begannen zu rauchen, worauf die alte Dame wieder eintrat.

Ihr erster Blick fiel auf den Tisch.

„Es ist nichts übrig geblieben", sagte mein Freund. „Der Signor hat soviel gegessen, daß ich kaum zum Kosten gekommen bin."

Sie lachte wie ein kleiner Backfisch.

„Er kennt solch gutes Gebäck nicht", fuhr mein Freund fort. „Er ist wirklich zu bedauern!"

„Ja, ja, Sie mit Ihrer Kochkunst. Ich habe einmal danach gegessen, aber non me place."

Mein Freund richtete dann mehrere Fragen an sie, die ich nicht verstand. Er fing von alten Begebenheiten an, wie mir schien in einer Weise, um ihr einige Geständnisse zu entlocken. Aber es gelang ihm nicht. Immer wieder schien sie sprechen zu wollen, aber jedesmal, wenn sie mich ansah, schwieg sie.

„Wir wollen jetzt gehen", sagte er endlich zu mir. „Sie will ihre Erlebnisse nicht zum Besten geben. Ich muß dir also ihre Geschichte selbst erzählen."

Er stand auf und nahm seinen Hut.

„Nein Signor, noch nicht, — ach nein."

„Wir haben noch fünf Meilen zu laufen", sagte ich.

„Che ora e?" fragte sie.

Er zog eine goldene Uhr aus der Tasche, worauf sie sich vorbeugte und dieselbe ungestüm küßte.

„Ach, Sie haben sie noch, Sie tragen sie — immer, Signor Bennett?"

„Immer!"

„Ah, il mio Francesco, il mio Francesco, Caro mio".

Ein Ton, halb zärtlich, halb traurig, lag in ihren Worten. Ich übersetzte sie: „Mein Franz, mein Franz, mein Geliebter", aber diese Worte klangen nicht annähernd so süß, als wenn sie sie in ihrer Muttersprache sagte.

„Soll ich meinem Freunde die Geschichte erzählen, wie ich zu der Uhr kam oder wollen Sie?" fragte Bennett.

Die alte Dame errötete. „Es ist eine lange Geschichte, wenn ich sie richtig erzählen soll", sagte sie, „und vielleicht wird sie den Signor langweilen".

„O nein", sagte ich. „Ich möchte sie sogar sehr gern hören." Ein leiser Seufzer und dann lachte sie.

„Also gut", sagte sie plötzlich. „Wenn Sie sie hören wollen und wenn Signor Bennet noch einmal mit anhören will, was er schon so gut kennt, dann — aber Ihre Gläser sind ja leer."

Sie füllte die Gläser und während wir uns eine zweite Zigarre anzündeten, begann sie mit ihrer Erzählung.

Vom Büchertisch.

Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig-Berlin. Jedes Bändchen geh. 1 Mk., geb. 1,25 Mk.

Von Luther zu Bismarck. Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte von Dr. Ottocar Weber a. ö. Professor an der deutschen Universität Prag. Zwei Bände (123 u. 124).

Es werden dargestellt: Luther, die Fugger, Rudolf II., Wallenstein, der Große Kurfürst, Leopold I., August der Starke, Friedrich der Große, Joseph II., Freiherr v. Stein, Metternich, Bismarck.

Am Schlusse heißt es: „Nahezu vier Jahrhunderte haben wir durchwandert an der Hand der Lehrmeisterin Geschichte. In wechselvollen Schicksalen haben wir das Deutsche Reich zerfallen und wieder erstehen sehen, die Gebietsveränderungen verfolgt, die die Häuser Habsburg und Hohenzollern betroffen haben. — — In Generälen, Staatsmännern, Fürsten ist uns deutsches Leben entgegengetreten vom Reformator Luther bis zum Regenerator Bismarck, — — sie modern alle in kühler Erde; im Kreislauf des Lebens sind neue Generationen erstanden, die über die Ahnen zu Gericht sitzen. Aber nur wer das Fühlen und Denken, das Sorgen und Trachten der Väter kennt und versteht, darf miturteilen. Der Erkenntnis vergangener Zeiten, der Lehre für die Zukunft soll die Gegenwart dieser Blätter dienen." Und, fügen wir hinzu, daß die Darstellung dieser führenden Männer aufs innigste verknüpft, mehr noch, in eins gearbeitet ist mit der Schilderung des Volksethos je ihrer Zeitalter, daß wir fortwährend Einblick erhalten nicht bloß in die politischen Beziehungen, sondern in das gesellschaftliche Leben nach allen seinen Gestaltungen und Bewegungen, in allen seinen Schichten, um zu gewahren, wie von hier aus die Gedanken und Taten der Großen möglich werden, um von sich aus wieder die Entwicklung zu bestimmen, — das ist das besonders Wertvolle an dieser Arbeit.

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht von Heinrich Boehmer, Professor in Bonn. 113. Bdch.

Wertvolle Ergänzung der Lutherbiographie für jeden, der in dem einen oder anderen Werke derselben den Reformator besitzt, „eine summarische Zusammenfassung fremder Forschungen über Probleme, welche die Lutherbiographien meist gar nicht beachten, die aber für das Gesamturteil über Luthers welthistorische Stellung von größter Bedeutung sind". Fünf Abschnitte: Das alte Lutherbild und die Entwicklung der Lutherforschung. Luthers Entwicklung bis zu seiner Ächtung durch Kirche und Reich. Luthers Persönlichkeit. Der Denker und Prophet. Der Begründer einer neuen Kultur.

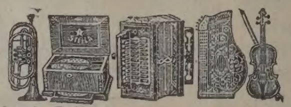
Anzeigen.

Preis für die viergespaltene Petitzeile (45 mm breit) oder deren Raum 30 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt. Reklamezeile 80 Pfg. Beilagen nach Gewicht 15—30 Mk.

Wir bitten unsere geehrten Freunde, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt" zu beziehen.

Hülfsprediger gesucht
zu sofortigem Amtsantritt. Gehalt 2400 Mark jährlich.
Gemeindekirchenrat der Nazarethkirche zu Berlin.
Neubauer, Pfarrer, Berlin N. 65, Nazarethkirchstr. 50.

Ostseefische,
frisch und geräuchert, wie **Heringe, Butt, Flundern, echte Kieler Sprotten usw.,** versende je nach hiesigem Fang billigst und prompt gegen Nachnahme.
J. Miers, Eckernförde.


Armin E. Voigt. Markneukirchen Sa. 348.
Vorzügl. Musik nstr. aller Art. Katal. frei.
Posaunenchöre höchsten Rabatt.

Bremischer Protestantenverein
Mittwoch, den 9. Januar 1907,
abends 7½ Uhr,
im Kaisersaale des Künstlervereins:
Vortrag
des Herrn
Pfarrer Alfred Fischer-Berlin:
Die Aufgaben des kirchlichen Liberalismus in der Gegenwart.
Diskussion.

DIE HILFE.
WOCHENSCHRIFT für Politik, Kunst und Literatur.
Notwendig für jeden Gebildeten, bringt regelmässig
POLITISCHE NOTIZEN
Politische u. volkswirtsch. Aufsätze
Soziale Bewegung
Unsere Bewegung.
Aesthetische u. allgemeinwissenschaftliche Aufsätze.
Novellen — Kunstliteratur
Allerlei — Briefkasten.
Herausgeber:
D. FR. NAUMANN.
Verlangen Sie kostenfreies Probeabonnement vom
VERLAG DER HILFE
BERLIN-Schöneberg.

Kirchen-Teppiche
gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse
nach Entwürfen von Professor Beck
liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format
Wilhelm Röper
Leipzig, Goethestrasse 1
Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoher Kirchenbehörden gratis und franko.

J. F. Weule
BOCKENEM a/Harz.
Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.

Magenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit gern und unentgeltlich mit, was mir von jahrelangen, qualvollen Magen- u. Verdauungsbeschwerden geholfen hat.
A. Hoeck, Lehrerin,
Sachsenhausen b. Frankfurt a. M.

„Kirchlich-Liberal"
Halbmonatsschrift
für die Berliner kirchlich-liberale Bewegung.
Preis 1,50 Mk. jährlich, postfrei.
Herausgeber: K. Schrader, M. d. R., Berlin W. 35, Steglitzerstrasse 68.
Expedition: ebendaselbst.

Wichtig für **Brautleute**
Preise 40% billiger wie in der Provinz
Franko Lieferung, Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko.
F. ZECH's MÖBEL-FABRIK. BERLIN, O.
Kleine Andreasstr. 9.
Gegründet 1859. Beamten 6% Rabatt.

H. Becker i. Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holländ. Tabak. 10 Pfd.-Beutel fco. 8 Mk. Cigarren billigst.**

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße. 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.

// Protestantenblatt

Beilage Nr. 1.

Berlin — Bremen.

2. Januar 1907.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: Die Blätter aus der Stadtmission. Diskussionsabende. In Mecklenburg regt es sich! Die Abendmahlserschleichung. Heraus zum Kampf! Im Großherzogtum Hessen. Der kritische Tag für Frankreich. Auch die Orthodoxie in Hannover. Personalnachrichten. Die Weimarische Landessynode. Beten und singen verboten. Über die deutsch-evangelische „Kultusgenossenschaft" in Paris. — Aus der bayerischen Landeskirche. — Thesen für die Neujahrsversammlung der Berliner Liberalen Pastoralkonferenz 7. Januar 1907. — Vereine und Versammlungen.

Tagebuch.

Die Blätter aus der Stadtmission (Berlin) berichten in den Nummern 11/12 vom Jahre 1906 S. 168/169 folgendes: „Der Beschluß der Generalsynode von 1903, für kirchlich-soziale Zwecke Mittel zur Verfügung zu stellen, hat zur Einführung des Gemeindehelferamtes in Großstadt- und Industriegemeinden geführt. Acht Berliner Gemeinden haben ihren Gemeindehelfer von der Stadtmission erbeten und haben den ihnen von der Behörde gewährten Beitrag an uns gezahlt. Wir freuen uns des Zuschusses zu unseren Einkünften, aber noch mehr des Vertrauens, das uns dadurch bekundet wird. — Wir empfinden das um so dankbarer, als die Stadtmission im Frühjahr 1906 auf zwei Berliner Synoden heftige Angriffe erduldet hat. Auf der Synode Friedrich-Werder II war es P. Gebhardt von der Lutherkirche, auf der Synode Berlin II P. Steiniger von der Nazareihkirche, beides liberale Pastoren, welche die Stadtmission anklagten, daß sie nicht Innere Mission, sondern lediglich Kirchenpolitik im Interesse der Positiven treibe. Auf der Synode Friedrich-Werder II besteht eine liberale Majorität. Dort haben nur einzelne Freunde der Stadtmission sie verteidigt. Die Synode Berlin II beschloß dagegen eine Dankeskundgebung an die Stadtmission für die den Gemeinden geleisteten Dienste. Der Vorstand der Stadtmission hat sich wegen der Angriffe von P. Gebhardt, die jedes Maß überschritten, an die Kirchenbehörde um Schutz gewandt. Er selbst hat erneut über die Grundsätze Beratungen gepflogen, die die Stadtmissionare bei ihrer Arbeit zu befolgen haben. Das Ergebnis waren die folgenden beiden Sätze:

1) Es gehört zum Pflichtenkreis des Stadtmissionars, männliche wahlberechtigte Gemeindeglieder zur Eintragung in die Wählerliste und die Eingetragenen zur Erfüllung ihrer Wahlpflicht einzuladen.

2) Es wird der Freiheit des Gewissens der Stadtmissionare überlassen, wie weit sie sich an dem Kampfe gegen unbiblische und bekenntniswidrige Lehre beteiligen. Doch haben sie sich dabei unbedingt persönlicher Angriffe und Beleidigungen zu enthalten.

Wenn die Stadtmissionare sich nach diesen Grundsätzen richten, so werden sie zwar nach wie vor von solchen scheel angesehen werden, die das alte biblische und reformatorische Evangelium verwerfen, aber sie werden damit vor jedem menschlichen Richter bestehen, und ein gutes Gewissen vor Gott haben."

Hierzu ist zu bemerken: 1) Die ablehnende Stellung unserer Berliner Freunde gegen die Einführung des Gemeindepflegeramts erhält nachträgliche Rechtfertigung dadurch, daß acht Berliner Gemeinden nicht nur ihre Gemeindehelfer von der Stadtmission erbeten, sondern an diese auch den von der Behörde zur Anstellung gewährten Beitrag gezahlt haben. Das eben ist der Hauptgrund der Ablehnung unserer Freunde gewesen, daß die neuen Gemeindehelfer Stadtmissionare bleiben würden mit dem einzigen Unterschied, daß ihre Besoldung nicht mehr vom Berliner Verein für Stadtmission bestritten zu werden braucht. — 2) Interessant wäre gewesen zu erfahren, welche Stellung Synodale D. Köhler auf der Kreissynode Friedrich-Werder II zur Stadtmission eingenommen und welche Antwort das Brandenburgische Konsistorium auf die Beschwerde gegen P. Gebhardt erteilt hat. — 3) Erfreulich ist, daß die Angriffe unserer Freunde gegen die Berliner Stadtmission — nicht erwähnt ist, daß von ihnen auch auf die eigentümliche Verbindung der Leitung der Berliner Stadtmission mit christlich-sozialer Politik hingewiesen wurde — zu erneuter Beratung über die von Stadtmissionaren zu befolgenden Grundsätze geführt haben, also nicht nutzlos waren. — 4) Immerhin bleibt die Verwendung der Stadtmissionare im Interesse positiver Kirchenwahlen. Es ist nicht zu erwarten, daß Stadtmissionare solche Männer zur Erfüllung ihrer Kirchenwahlpflicht anhalten werden, die ihnen als kirchlich-liberal bekannt sind. Zu bedauern bleibt auch, daß den Stadtmissionaren „der Kampf gegen unbiblische und bekenntniswidrige Lehre" bezw. gegen Verwerfen des „alten biblischen und reformatorischen Evangeliums" nicht schlechtweg untersagt worden ist. Zu solchem Kampf fehlt ihnen nach der Art ihrer Vorbildung die Qualifikation. Doch können fortan die einzelnen Stadtmissionare, die sich in dem Kampf versuchen wollen, aufmerksam gemacht werden, daß das nicht zu ihren Pflichten gehört, und die Leitung der Berliner Stadtmission kann nach ihren eigenen Grundsätzen gezwungen werden, gegen Stadtmissionare vorzugehen, die „persönliche Angriffe und Beleidigungen" verüben.

*

Diskussionsabende werden in diesem Winter in Berlin N. veranstaltet von den kirchlich-liberalen Vereinen der Kapernaum- und der Nazarethgemeinde. Den ersten Vortrag hielt am 14. Dezember P. Francke (Zion) über „Die biblische Schöpfungsgeschichte und die Naturwissenschaft". Der trotz der eben erst überwundenen Kirchenwahlen und trotz der Nähe des Weihnachtsfestes starke Besuch — etwa 150 Personen — und die rege Besprechung, die bis 12 Uhr währte, bewiesen das Bedürfnis nach religiöser Aussprache und Vertiefung. Es folgen Vorträge und Diskussionen über: Gibt es einen Gott? im Januar (Lic. Dr. Hollmann); über: Gibt es ein Leben nach dem Tode? im Februar (Dr. Hachmeister); über: Sind wir noch Christen? im März (Pfr. Wüst); über: Brauchen wir noch eine Kirche? im April (Dr. Latter) — Auch an dieser Stelle sei auf das ausgezeichnete Werk von R. Wielandt: Die Arbeit an den Suchenden aller Stände (Bezug durch die Zentralstelle) hingewiesen, in dem der Verfasser treffliche und bis ins einzelne gehende Anleitungen zur Veranstaltung von Vorträgen und Diskussionen gibt, für die Wahl des Themata, des Redners usw.

*

In Mecklenburg regt es sich! Wider das unsinnige Pfründensystem sind die Bürgermeister auf dem Landtage ins Zeug gegangen, weil der Oberkirchenrat nun immer fragen müsse: Wer die meisten Schulden und die meisten Kinder habe, statt den rechten Mann für die Stelle zu wählen. Zunächst mit geringer Aussicht auf Erfolg haben diese Männer die Bewirtschaftung des Pfarrackers durch Landleute, die Sammlung des Ertrages für die Alterszulage des Pfarreinkommens, die Einführung einer Kirchensteuer und einer Synodalverfassung für die Gemeinden vorgeschlagen. Der Durchführung stehen alte Rechte und Sonderinteressen — und der mecklenburgische Konservatismus entgegen, aber ein Anfang ist gemacht und die Bewegung wird sich nicht aufhalten lassen. — Auch hinsichtlich eines anderen Punktes hat man in Mecklenburg revoltiert! — Die „Frankf. Ztg." vom 5. Dezember 1906 teilt mit: Es handelt sich um Ehen, die nach § 1569 des Bürgerlichen Gesetzbuches rechtskräftig wegen Geisteskrankheit des einen Gatten geschieden sind. Bei Wiederverheiratung des anderen Teiles war die kirchliche Trauung versagt, weil der Oberkirchenrat in Mecklenburg das Bürgerliche Gesetzbuch in diesem Falle nicht anerkennt. Der Oberkirchenrat war dabei soweit gegangen, daß er einer Trauung, die ein Arzt in Bremen erlangt hatte, die Anerkennung versagte und die Ehegatten aus der Kirche ausschloß, ja sogar den Prediger, der die Trauung vollzogen hatte, durch dessen vorgesetzte Behörde zur Rechenschaft ziehen ließ. In diesem Falle nahmen die Stände denn doch gegen den Hohen Oberkirchenrat Stellung. Es wurde beschlossen, an Serenissimum Suerinensem die Bitte zu richten, die in der Landeskirche für Versagung der Trauung maßgebenden Grundsätze mitzuteilen und den engeren Ausschuß von Ritter- und Landschaft zu beauftragen, die Angelegenheit im nächsten Landtage wieder vorzulegen. Man will dann die kirchenrechtlichen Normen in Einklang mit den Bestimmungen des bürgerlichen Rechtes bringen.

*

Die Abendmahlserschleichung des mecklenburgischen Lehrers Rehm wird wieder in den Zeitungen besprochen, da Rehm seinen Prozeß gegen die Kirchengemeinde Pampold, wegen Vorbehaltung gewisser ihm zustehender Einkünfte, gewonnen hat. Rehm stand sich schlecht mit seinem Pfarrer, er ging darum mit seiner Familie in Schwerin zum Abendmahl. Diese „Abendmahlserschleichung" ahndete der Oberkircherrat mit einjähriger Amtsenthebung! — Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode —, und mancher preußische Orthodoxe gedenkt mit sehnsüchtiger Wehmut der Strammheit mecklenburgischer Kirchenzucht!

Heraus zum Kampf! In Magdeburg hatte der Freireligiöse Dr. Kramer die Agitation für den Austritt aus der Landeskirche betrieben. Superintendent Trümpelmann hatte über dieses Vorgehen drei Zeitpredigten gehalten und drucken lassen. Dr. Kramer hatte nun eine Versammlung berufen, in der er über diese Zeitpredigten sprechen wollte und hatte Trümpelmann eingeladen. Dieser hatte sein Erscheinen zugesagt. Der Saal mußte lange vor Beginn der Versammlung polizeilich gesperrt werden und Hunderte mußten umkehren. In feinster Form vollzog sich dann die Diskussion. Trümpelmann hat eine neue Versammlung über das „Gewissen" in Aussicht gestellt. — Wir müssen heraus zum Kampf in die Öffentlichkeit, wie wir hinein müssen zu stiller Aussprache in Diskussionsabende und Besprechungen.

*

Im Großherzogtum Hessen hat die kirchlich-positive Vereinigung zu ihrem Vorsitzenden Pfarrer Bernbeck-Okarben gewählt. Die Vereinigung zählt 360 Mitglieder. Die Jahresversammlung stimmte den Beschlüssen der Landessynode besonders im Fall Korell zu. Über das Verhältnis von Schule und Kirche bekannte man sich zu dem Grundsatz, daß für beide Teile, soweit sie sich gegenseitig dienen, das Prinzip der freien freudigen Pflichterfüllung, der jeder äußere Zwang tunlichst fernzuhalten ist, gelten soll.

*

Der kritische Tag für Frankreich — der 12. Dezember —, an dem das Konkordat zwischen dem Papst und Frankreich aufgehoben wurde und die Trennung von Kirche und Staat Wirklichkeit wurde, ist bis auf wenige Ruhestörungen ereignislos verlaufen. Ein kritischer — ein entscheidender Tag — nicht nur für Frankreich, sondern vor allem für die römische, ja für jede Kirche. Denn der Gedanke einer Trennung der Kirche vom selbständig gewordenen Staat taucht immer aufs neue und an allen Ecken und Enden auf, er liegt in der Luft, er liegt in der Folge der Entwicklung und Ausgestaltung des Staatsgedankens und wir zweifeln nicht, daß er unaufhaltsam fortschreitet. Jedenfalls tun wir gut, die Vorgänge in Frankreich aufmerksam zu verfolgen, auch wir werden sie noch ausführlich zu besprechen haben. Weder das Zelotengeschrei wider die Höllenmächte, die wider das Christentum anstürmen, noch der Jubel der sogenannten Freigeister, die ihre Zeit gekommen wähnen, kann uns gefallen, uns liegt die Sorge um die ernste Frage am Herzen, wie kann dem Volk Leben und Segen der Religion erhalten werden, denn wir sind der Meinung, daß Richard Rothe Recht hat, wenn er einmal sagt: Ein Volk ohne Frömmigkeit ist ein Volk ohne Seele, und sein unausbleibliches Los ist Verkümmerung.

*

Auch die Orthodoxie in Hannover scheint einen Zusammenschluß zu planen. Sehr verständig heißt es in der „Deutschen Volkszeitung": „Wir rufen nicht nach Kirchenregiment und wünschen nicht, daß die Bewegung mit Gesetzesparagraphen erstickt wird. Aber wir sind der Ansicht, daß man auf der Gegenseite nicht müßig sein darf. Der Kampf muß nun einmal aufgenommen und ausgefochten werden, das ist unsere Überzeugung; möchten denn aber die Auseinandersetzungen auf beiden Seiten in Liebe und ohne verletzende Schärfe und Bitterkeit geschehen, die in religiösen Fragen am wenigsten am Platze ist." — Das klang vor 40 Jahren anders, als man dem Deutschen Protestantenverein die Kirchen zum Gottesdienst verweigerte. Auch die Orthodoxie hat hier und da gelernt. Der Liberalismus muß stark und tätig sein, damit sie noch mehr lerne.

*

Personalnachrichten. Pastor Weinreich-Ottensen ist zum Studiendirektor am Predigerseminar in Preetz berufen worden.

*

Die Weimarische Landessynode wird uns noch beschäftigen, heute nur aus dem Bericht des Kirchenregiments einige Angaben und Zahlen: Der Stand des theologischen Nachwuchses ist unbefriedigend, es ist nötig, auswärtige Kräfte zuzuziehen. Am Schluß des Jahres 1905 betrug die Zahl der unbesetzten Stellen dreißig. Die Zahl der geistlichen Stellen überhaupt ist von 310 auf 312 gestiegen. Der Besuch der Hauptgottesdienste läßt viel zu wünschen übrig. Die Nachmittagsgottesdienste werden höchst mangelhaft, die Abendgottesdienste dagegen gut besucht. Austritte sind aus der Landeskirche 179, davon im Jahr 1905 allein 58; Übertritte 71, im Jahre 1905 25 erfolgt. Hier und da werden Erfolge gesteigerter katholischer Propaganda spürbar. Von 330 gemischten Ehen war der Ehemann in 98, die Ehefrau in 232 Fällen, evangelisch. Die Volkszählung hat für das Jahr 1905 für das Großherzogtum 367 789 evangelische, 17 915 römisch-katholische, 134 griechisch-katholische, 771 abweichend Denkende und zu Sekten gehörige, 1421 jüdische Bewohner und 65 solche ergeben, die einem anderen Religionsbekenntnisse angehören. Die Zahl der unehelichen Geburten ist nur wenig (auf durchschnittlich etwa neun Prozent) gesunken; die Ehescheidungen haben der vorigen Berichtsperiode gegenüber um 37 Prozent zugenommen (es gab im Jahre 1905 deren 93).

*

Beten und singen verboten. Unsere Leser entsinnen sich der Ausführungen aus der Pfalz in den Nrn. 46 u. 47 v. J. Nunmehr hat das Oberkonsistorium über Privaterbauungsstunden (es handelt sich um Unternehmungen der Gemeinschaftsbewegung und der Inneren Mission) folgende Bestimmungen für die bayerische Landeskirche erlassen: 1. Wo eine Anzahl von Familien oder Einzelpersonen sich zum Zwecke gemeinsamer Erbauung regelmäßig zu versammeln wünscht, haben sie dem protest. Pfarramte, in dessen Bezirk die Versammlungen abgehalten werden sollen, Ort, Zeit und Zahl der Zusammenkünfte mitzuteilen. Während des gemeindlichen Hauptgottesdienstes dürfen solche Zusammenkünfte nicht stattfinden. 2. Das Pfarramt gibt alsbald nach erhaltener Mitteilung der zuständigen Polizeibehörde (Distriktspolizeibehörde) Kenntnis und erstattet gleichzeitig durch Vermittlung des vorgesetzten Dekanats dem Konsistorium Anzeige. 3. Dem Ortspfarrer als dem Seelsorger und Träger des Lehramts darf der Zutritt zu diesen Versammlungen nicht verwehrt werden. 4. Bieten die Zusammenkünfte in bezug auf Lehre oder Kirchenordnung Anlaß zu wesentlichen Beanstandungen, so ist dies von dem Ortspfarrer oder dem Dekanate dem vorgesetzten Konsistorium zur Anzeige zu bringen. Das Oberkonsistorium ist in solchen Fällen berechtigt, die Ermächtigung zu den betreffenden Zusammenkünften einzuschränken oder zurückzuziehen. 5. Für die Abhaltung von sog. Gemeinschaftskonferenzen oder anderen ähnlichen größeren Zusammenkünften von Angehörigen mehrerer Kirchengemeinden gelten die vorstehenden Bestimmungen mit dem Abmaße, daß die Leitung der Versammlung durch einen Geistlichen der Landeskirche stattzufinden hat und anderen Personen nur mit Genehmigung des zuständigen Konsistoriums übertragen werden darf. — Wir haben keine Freude an solcher Reglementierung, auch die Stellung des Pfarrers zwischen Gliedern seiner Gemeinde und der Polizeibehörde, wie überhaupt als Aufsichtsbeamter gefällt uns nicht recht.

*

Über die deutsch-evangelische „Kultusgenossenschaft" in Paris und ihre Einrichtungen berichten die Zeitungen: Die Christusgemeinde (im Zentrum der Stadt, Christuskirche) und die Hügelgemeinde (in La Villette, Kirche der Rue de Crimée) bilden eine gemeinsame Kultusgenossenschaft unter dem Namen „Deutsche evangelische Kirche Augsburger Konfession (Eglise évangélique allemande d. I C. d'A.). Als ihr Zweck wird „der Unterhalt und die Förderung deutschen evangelisch-lutherischen Gottesdienstes im Seine-Departement" bezeichnet. Jede politische Tätigkeit ist satzungsgemäß ausgeschlossen. Die „Augsburger Konfession" ist als „Grundlage" anerkannt, doch ist das nicht so zu verstehen, als ob Anhänger der anderen evangelischen Richtungen dadurch von der Teilnahme am Gemeindeleben ausgeschlossen wären. Zur Gemeinde gehören 1. aktive Mitglieder, die mindestens fünf Franken Jahresbeitrag leisten, deutscher Abkunft sind oder Deutsch sprechen und die Satzungen anerkennen; 2. inaktive Mitglieder, die einen Beitrag unter fünf Franken leisten; 3. Freunde, die beliebigen Beitrag zahlen, am Gemeindeleben teilnehmen, sich aber nicht ausdrücklich zu denjenigen Artikeln der Satzungen zu erklären brauchen, die sich mit der Lehrbasis der Gemeinde (der Augsburger Konfession) und dem inneren geistlichen Leben der Gemeinde befassen.

Die Gemeinde wird geleitet durch einen Kirchenvorstand, zu dem die Pfarrer der Gemeinde de jure gehören, außerdem muß er einen Laienbestand haben, der mindestens doppelt so stark ist wie die Anzahl der Pfarrer. Für die Wählbarkeit in den Kirchenvorstand ist das zurückgelegte 25. Lebensjahr erforderlich. In Deutschland wird ein Alter von dreißig Jahren gefordert, aber die besonderen Verhältnisse hier ließen es wünschenswert erscheinen, in diesem Punkte von den heimischen Einrichtungen abzuweichen. Den weiblichen Mitgliedern ist — ebenfalls in Abweichung von der deutschen Gepflogenheit — das Wahlrecht zugestanden. Die weitergehende Forderung eines Teils der anwesenden Frauen, diesen auch die Wählbarkeit in den Kirchenvorstand zu bewilligen, wurde dagegen abgelehnt. Die Pfarrer der Gemeinde müssen Reichsdeutsche sein; Gemeindemitglieder können natürlich Angehörige der verschiedensten Nationalitäten werden. Bei den Verhandlungen über einen Anschluß dieser Kultusgenossenschaft an eine deutsche Kirche, wurde der Satz gestrichen, daß man nur an eine lutherische Kirche sich anschließen dürfe.

Aus der bayerischen Landeskirche.

In der bayerischen Landeskirche rechts des Rheins hat es bisher wohl theologische Gegensätze, aber keine kirchenpolitischen Kämpfe gegeben. Vor kurzem schien es einen Augenblick, als ob das anders werden sollte. Ein junger Predigtamtskandidat hat am Reformationsfest im Korrespondenzblatt für die evangelisch-lutherischen Geistlichen in Bayern an der vom Kirchenregiment bislang beobachteten Politik des Lavierens Kritik geübt. Die Politik des Kirchenregiments habe zwar den freier gerichteten Geistlichen das Verbleiben im praktischen Amte möglich gemacht; das genüge aber nicht. Für das Vorhandensein zweier verschiedener Gruppen innerhalb der Landeskirche sei die rechtliche Anerkennung zu fordern. Vor allen Dingen müsse Agenden- und damit Lehrfreiheit angestrebt werden.

Die Ordination dürfe nur auf die heilige Schrift verpflichten, aber nicht nach dem Verständnis der Konkordienformel, sondern entsprechend der fortschreitenden Entwicklung der theologischen Wissenschaft. Um diesen Forderungen Nachdruck zu geben, müßten sich die liberalen Geistlichen zu einer besonderen Gruppe eng zusammenschließen.

Die Meinungsäußerung des Herrn Kandidaten scheint auf viele gewirkt zu haben wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich seitens der orthodoxen Geistlichen, die meist der älteren Generation angehörig, durch die Schule von Hofmann, Thomasius und Frank hindurchgegangen, an den hochkirchlichen Idealen der Aera Harleß hängend, in den oben berichteten Forderungen eine unerhörte Vermessenheit und in ihrer etwaigen Verwirklichung den Ruin des im rechtsrheinischen Bayern bestehenden protestantischen Kirchenwesens erblicken zu müssen glauben. Dadurch wurde der reformlustige Kandidat so eingeschüchtert, daß er — obwohl das Konsistorium Ansbach ihm erklärt haben soll, es werde ihm keine Verlegenheiten bereiten — schleunigst um seine Entlassung aus dem bayerischen Kirchendienst nachsuchte, noch ehe ein älterer Gesinnungsgenosse im Korrespondenzblatt zu seinen Forderungen und Anregungen das Wort ergriffen hatte.

Dies geschah in meisterlicher Weise durch Dr. Rittelmeyer, der durch seinen Vortrag auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß auch in Norddeutschland bestens bekannt geworden ist und dessen im Verein mit Dr. Geyer herausgegebenes Predigtbuch „Gott und die Seele“ in kürzester Frist die weiteste Verbreitung gefunden hat. Dr. Rittelmeyer erwies zunächst gegenüber den maßlosen Angriffen, die von rechts her erfolgt waren, die geschichtliche Notwendigkeit und das moralische Recht des theologischen Liberalismus, der „keineswegs Hochmut oder böser Wille oder Liebäugeln mit dem Zeitgeist sei, sondern ein schüchternes, demütiges Beugen unter Gottes Willen, der uns oft andere Wege führe als wir selber wünschen“.

Auf die Postulate des Kandidaten Schultheiß eingehend, führte Rittelmeyer des weiteren aus, daß die Liberalen auf Anerkennung vorläufig nicht zu hoffen haben würden. „Wir wollen auch vollkommen zufrieden sein, wenn die Kirchenbehörde, deren Lage eine überaus schwierige ist, uns nach wie vor Duldung gewährt, und wollen es ganz in der Ordnung finden, daß wir uns die Anerkennung erst allmählich erringen müssen. Eine Verpflichtung auf den Buchstaben des Bekenntnisses dürfte wohl nur bei sehr wenigen Kollegen wirklich die Grundlage ihres gesamten Amtsleben, negativ und positiv, bilden, von den Laien ganz zu schweigen; wenn es sich aber darum handelt, zwischen theologischer Formulierung und religiösem Gehalt des Bekenntnisses zu unterscheiden, dann ist es auch unser fester Wille, nichts religiös Wertvolles im Bekenntnis der Väter preiszugeben; wir müssen es aber, so sehr wir die Pietät gegen das angestammte Vätergut hochhalten und so willig wir alle ernstgemeinte Belehrung annehmen, im letzten Grunde unserem eigenen Urteil und unserer eigenen religiösen Erfahrung vorbehalten, was Religion ist und was Theologie.“

Nachdem Rittelmeyer auf diese Weise dargetan hatte, daß diejenigen, denen man zunächst noch die Anerkennung versagen zu müssen meint, zum wenigsten einen begründeten Anspruch auf Duldung haben, schloß er seine Ausführungen mit einem ernsten und beherzigenswerten Appell an seine Gesinnungsgenossen in Stadt und Land. „Helfen wir zusammen, daß unsere Landeskirche . . . vor allem üblen Liberalismus verschont bleibt! Suchen wir überall durch positive Arbeit die Anerkennung unserer besten und frömmsten Kollegen allmählich zu erringen! Beweisen wir vor allem, daß unser Weg Menschen zu Gott zu führen vermag, die sonst ohne ihn durchs Leben gegangen wären. Lassen wir es spüren, daß wir jeder ernsthaften Belehrung jederzeit offen stehen und bereit sind, ihr nachzugeben, soweit wir innerlich können und dürfen. . . . Verwechseln wir auch niemals unsere Sache mit der Sache Gottes! Ist unsere Sache recht, dann wird sich Gott auch zu ihr bekennen, früher oder später, selbst wenn wir zeitlebens unter dem Mißtrauen und der Verurteilung auch unserer ehrwürdigsten Kollegen zu leiden hätten, ist sie nicht recht, so mag sie untergehen in Grund und Boden hinein.“

Wir irren uns wohl schwerlich in der Annahme, daß es wesentlich diesen besonnenen und maßvollen Ausführungen zu danken war, wenn am 6. Dezember Geistliche aus verschiedenen Teilen der Landeskirche und von verschiedener theologischer Richtung zusammentraten und sich in dem Wunsche vereinigten, es möchten der bayerischen Landeskirche „die schlimmen Begleiterscheinungen erspart werden, die bei theologischen Auseinandersetzungen anderwärts hervorgetreten sind, und es möchten etwa unvermeidliche Kämpfe im Geiste der gegenseitigen Achtung und Verständigung geführt werden, so daß die Möglichkeit des Zusammenwirkens an den großen praktischen Aufgaben des kirchlichen Lebens gewahrt bleibe.“ Dem nämlichen Ziel soll eine größere Versammlung dienen, die am Anfang des neuen Jahres in Nürnberg stattfinden wird.

Angesichts der bösen Lage, in der sich der bayerische Protestantismus innerhalb eines von den Ultramontanen beherrschten Staatswesens befindet, angesichts der streng orthodoxen Haltung der kirchlich interessierten Laienkreise, angesichts der leidigen Indolenz der freier gesinnten Kirchenglieder, sehen wir in dem Programm vom 6. Dezember die einzige Maßnahme, die der Schwierigkeit des gegenwärtigen Augenblicks gerecht wird und eine erfreulichere Zukunft anbahnen kann.

Wir werden selbstverständlich über den weiteren Verlauf der Dinge eingehend Bericht erstatten.

Thesen für die Neujahrsversammlung der Berliner Liberalen Pastoralkonferenz 7. Januar 1907.

Der Begriff der Erlösung.

I.

Nach dem überkommenen christlichen Begriff der Erlösung bedeutet diese

entweder eine gewisse Reihe von Gott in die Geschichte der Menschheit unmittelbar hereingewirkte Ereignisse (Heilstatsachen), auf Grund deren (objektiv) Heil für die Menschen möglich ist, das im Glauben an sie (subjektiv) in dem Menschen sich verwirklicht (Kirchenlehre), oder die Erscheinung und das Lebenswerk einer zwar innergeschichtlich auftretenden, aber doch spezifisch von den andern Menschen allen verschiedenen Persönlichkeit, deren Person und Werk, im Glauben angeeignet, durch ihre Herrschaft über unser Bewußtsein die Grundlage für ein wirklich kräftiges Gottesbewußtsein und Erlösungsleben wird (Schleiermacher).

In beiden Fällen wird vorausgesetzt, daß ein absoluter Zustand der Heillosigkeit, bezw. Erlösungsbedürftigkeit bei der Menschheit als solcher bestehe, dort eingetreten durch die Katastrophe des Sündenfalls und des Fluchurteils Gottes über ihn, hier in der Schöpfung selbst begründet.

II.

Dieser Erlösungsbegriff ist abzulehnen,

1) weil bei ihm Willkür oder mindestens Abhängigkeit im göttlichen Handeln gesetzt wird;

2) weil er auf einem ungeschichtlichen Urteil über die Menschheit beruht;

3) weil dabei das Verhältnis zwischen Gott und Mensch nicht wesentlich, sondern zufällig ist.

III.

Das Evangelium Jesu verheißt Gottes Wirken zur Vollendung des Heils unter der Forderung der Richtung des Sinnes auf göttliche Vollkommenheit.

Demnach ist das Wesentliche im Christentum auszudrücken mit dem Gedanken des Menschenheils auf dem Grunde des göttlichen Innenwirkens durch sittliche Vollendung. Aus dem Erleiden — Pathos — der Gottheit gebiert die Menschheit ihr Ethos.

IV.

In der geschichtlichen Entwicklung dieses mit dem ersten Sichregen menschlichen Wesens innerhalb der irdischen Natur einsetzenden gottmenschlichen Werkes treten unter der Potenz der Endlichkeit sowohl im Gesellschafts- wie im Einzelleben Verwickelungen auf, die einer gottmenschlichen Lösung bedürfen, und so ergibt sich der Begriff der Erlösung als ein Moment innerhalb des christlichen Gesamtgedankens: Erlösung ist eine integrierende Funktion im göttlichen Heilsprozesse mit der Menschheit.

V.

Der buddhistische Erlösungsbegriff meint eine Erlösung vom Leben überhaupt, indem die buddhistische Weltanschauung den Trieb zum Individualleben als solchen sündig nennt und das Leben selbst = Leiden setzt.

Indem der Buddhismus das Sittliche in den Dienst solcher Erlösung stellt, nimmt er ihm die Energie zur Hervorbringung der konkreten Güter und ist damit im entschiedenen Gegensatz gegen die christliche Idee.

Berlin. D. Fischer.

Vereine und Versammlungen.

Berliner Unionsverein. (Deutscher Protestantenverein.) Wintervorträge in der Aula des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums (Dorotheenstraße 13—14). Freitag abends 8 Uhr. Ein Gang durch die brandenburgisch-preußische Kirchengeschichte. 18. Januar: Pfarrer D. Kirmß: Johann Sigismund. 25. Januar: Pfarrer Dr. Hachmeister: Der Große Kurfürst. 1. Februar: Pfarrer Habicht: Friedrich der Große und sein Nachfolger. 8. Februar: Pfarrer Bayrhoffer: Friedrich Wilhelm III., Union und lutherische Separation. 15. Februar: Pfarrer Nithack-Stahn: Die preußische Landeskirche unter Friedrich Wilhelm IV. 22. Februar: Pfarrer Lic. Neveling: Die preußische Landeskirche unter Wilhelm I. bis zur Kirchenverfassung. 1. März: D. Websky, Herausgeber der Protestant. Monatshefte: Die Falk-Herrmannsche Kirchenverfassung und die neue Reaktion. Eintritt frei.

Anzeigen.

DER VOLKSERZIEHER
Blatt für Familie, Schule und öffentliches Leben.
Organ der Volkserzieher-Gemeinde.
Zugleich: Der Bücherfreund Blatt für Kunst, Religion und Wissenschaft.
Organ der Volkserzieher-Bibliothek.
Herausgeber: Wilhelm Schwaner.
Abonnenten beider Blätter sind gegen Zahlung von 1 M. jährlich Mitglieder der fast d. ganze moderne Literat. umfassend. Volkserzieher-Bibliothek. Man fordere ein unentgeltliches Probeabonnement auf einen Monat vom
Volkserzieher-Verlag, Berlin-Schlachtensee, Mariannenstr. 10.
Daselbst sind auch Prospekte der Germanen-Bibel kostenlos zu haben.

Das sogenannte
Apostolische Glaubensbekenntnis
in seinem Verhältnis zum Neuen Testament und zum Protestantismus
von
Dr. W. Brückner, Karlsruhe.
kl. 8°. 67 Seiten. 50 Pfg.
Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin.

Neue Erscheinungen.
Brückner, D. W., Abschiedspredigt. 16 S. —,50 Mk.
Eck, Prof., Religion und Geschichte. 78 S. 1,50 Mk.
Grafe, Ed., Das Urchristentum und das Alte Testament. 48 S. 1,— Mk.
Graue, Dr. Georg, Zur Gestaltung eines einheitlichen Weltbildes. 4,— Mk.
Häcker, Naturwissenschaft und Theologie. 2 Referate. 41 S. —,80 Mk.
Kind, Pfr. D., Ernste Gedanken für einfache Gemüter. 45 S. —,60 Mk., geb. 1,— Mk.
Kutter, H., Geld und Geist. Predigt. 15 S. —,20 Mk.
Mehlhorn, Pfr. D., Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu 132 S. 1,— Mk., geb. 1,25 Mk.
Simmel, Kant und Goethe. 71 S. 1,50 Mk.
Speck, Geo., 2 Menschen. Roman. 376 S. 4,— Mk., geb. 5,— Mk.
Unser Kaiser und sein Volk. Deutsche Sorgen. Von einem Schwarzseher. 1,50 Mk.
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Soeben ist erschienen:
Aus suchender Seele
von
Pfarrer Lic. Traub, an St. Reinoldi, Dortmund.
Preis:
elegant geb. M. 4,—, modern kart. M. 3.50.
Ein treffliches Buch für Mann und Frau, alt und jung, Stadt und Land. Traub ist freier Protestant, aber mit seinem ganzen Denken und Fühlen eingewurzelt in die Religion von Wittenberg. Er sucht und findet Gottes Dasein und Wirken in allen Stücken des gegenwärtigen Lebens und macht damit die Religion für seine Leser zu einer Angelegenheit der Neuzeit. Oft steigert sich seine Schreibweise bis zum künstlerischen Ausdruck. Man kann für denkende Männer, Frauen und insbesondere für die heranwachsende Jugend sich kein geeigneteres Buch denken als diese Sammlung.
Zu beziehen durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin.

Moderner Religions- und Konfirmanden-Unterricht
aus der Praxis für die Praxis mitgeteilt von
M. Gebhardt,
Pastor an der Lutherkirche in Berlin.
gr. 8°. 118 Seiten. Broschiert 2 Mk.
Zu beziehen (auf Wunsch auch zur Ansicht) durch die
Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.
Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.